

Insel

Elizabeth
von Arnim
Vater

Roman

Neu übersetzt von

Anna Marie von Welck

»Nicht wahr, du bleibst bei Vater«, hatte die Mutter auf dem Sterbebett geflüstert, »versprich es mir . . .«, und sie versprach es. Natürlich konnte und wollte Jennifer ihren Vater nicht verlassen. Aber nach zwölf vollen Jahren geschah etwas Unerwartetes: Vater kam eines schönen Nachmittags, ohne vorher einer Menschenseele ein Wort gesagt zu haben, zum Tee mit einer neuen Frau nach Hause. Und Jennifer war erleichtert: Endlich, nach zwölf Jahren, sah sie das Tor zur Freiheit geöffnet. Doch Vater hatte da andere Vorstellungen. Zwei Frauen in seinem Hause, die Tochter, von der er meinte, daß sie nun mit den Jahren doch zu einer alten Jungfer geworden sei, und die um vieles jüngere neue Ehefrau sollten doch eine ideale Ergänzung für ihn sein.

Wie Jennifer damit umgeht und schließlich auch damit fertig wird, wie sie sich von einer durch Zwänge und familiäre Bande eingeeengten Frau emanzipiert, das beschreibt Elizabeth von Arnim in der ihr eigenen vergnüglich-ironischen Sprache.

Elizabeth von Arnim hat mittlerweile auch ihre deutschen Leser verzaubert: Der verfilmte Roman ›Verzauberter April‹ sowie ihre Romane ›Elizabeth und ihr Garten‹, ›Elizabeth auf Rügen‹, ›Alle meine Hunde‹, ›Vater‹, ›Einsamer Sommer‹, ›Liebe‹, ›Die Reisegesellschaft‹, ›Jasminhof‹, ›Vera‹, ›Sallys Glück‹, und ›April, May und June‹ zählen in den gebundenen wie in den Taschenbuchausgaben zu den Bestsellern des Insel Verlags. Und in der Bibliothek Suhrkamp ist erschienen: ›Der Garten der Kindheit‹.

insel taschenbuch 1544

Elizabeth von Arnim

Vater



*Elizabeth
von Arnim
Vater*

Roman

Aus dem Englischen

von Anna Marie von Welck

Insel Verlag

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1993

insel taschenbuch 1544

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 1993

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Fotosatz Otto Gutfreund GmbH, Darmstadt

Printed in Germany

Umschlag: heißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33244-2

Vater

1. Kapitel

Mutter lag im Sterben. »Jen – nicht wahr, du bleibst bei Vater«, flüsterte sie. »Versprich es mir . . .«

»Immer, Mutter . . .« Neben ihr kniete ihre Tochter. Sie schluchzte herzerreißend.

»Verlaß ihn nicht – Jen.«

»Oh Mutter, ich versprech' es dir. Niemals . . . nie.«

Nein; man kann Vater nicht verlassen, niemals. Wenn aber Vater, den man nie verließ, den man stets mit peinlichster Sorgfalt umhegte und pflegte, dem man gehorsam war und dem man zugetan war, wenn Vater nach vollen zwölf Jahren der ununterbrochenen, treuesten Hingabe eines schönen Nachmittags, ohne vorher einer Menschenseele ein Wort gesagt zu haben, zum Tee mit einer neuen Frau nach Hause kommt – ist man dann nicht erlöst? Hat man dann nicht seine Pflicht erfüllt? Darf man ihn – ja muß man ihn mit reinem Gewissen einer anderen übergeben – ist man dann nicht endlich, endlich – oh himmlisch! – frei?

Vater jedoch sah die Sache nicht so an. Offenbar hielt er es für selbstverständlich, daß seine Tochter wie bisher bei ihm blieb, Seite an Seite neben seiner neuen Frau. Für unverheiratete Töchter sei eben das elterliche Haus der gegebene Aufenthaltsort. Und als Jennifer ihn daran erinnerte, daß sie dreiunddreißig sei, fragte er nur bissig (denn im Herzen fand er, sie müßte längst verheiratet und aus dem Hause sein), ob die Tatsache, dreiunddreißig zu sein, etwas daran ändere, eine unverheiratete Tochter zu sein?

Er hatte doch wahrhaftig seine Pflicht an ihr getan, fand

Vater. Doch, wie es einem manchmal mit Pflichten zu ergehen pflegte: sie machte ihn mißvergnügt.

Das aber war nun das letzte, was Vater an seinem Hochzeitstag sein wollte, und als er gewahr wurde, daß er sich ärgerte, wurde er noch mißvergnügter, und schließlich kam es, wie wir sogleich berichten wollen, zu einem regelrechten Auftritt.

Anfangs herrschte eitel Milde und Freundlichkeit. Kein Wölkchen überschattete den Teetisch. Vater benahm sich wirklich sehr nett. Höchstens war er ein ganz klein wenig schuldbewußt – nicht etwa verlegen, Vater war nie verlegen, aber in seinem Benehmen war eine leichte Andeutung zu spüren, als habe er den Wunsch, sich zu entschuldigen, und das war ja auch gar nicht verwunderlich, da seine junge Frau, wie jedermann sofort sehen konnte, viel jünger war als seine Tochter. Er hingegen war fünfundsechzig.

»Du mußt nicht denken, Jennifer«, begann er nach dem Tee, der die sonderbarste Mahlzeit ihres Lebens war, und führte sie dabei in das hintere Arbeitszimmer, »du mußt nicht denken, Jennifer, daß ich dich damit allzu plötzlich überfallen wollte.«

Er ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen, durch dessen Fenster man die Rückseiten anderer Hinterzimmer der Parallelstraße sah. Hier hatten sie beide, durch Polstertüren vor allem geschützt, was in den vorderen Zimmern der Wohnung vor sich ging, die langen Jahre miteinander gearbeitet – sie als seine gehorsame Dienerin, geduldig auf seine Eingebungen wartend, bis sie Gestalt annahm und sie sie mit der Maschine niederschrieb. Mit verbissener Geduld hatte sie getippt und wieder getippt, hatte an einem einzigen Absatz, ja einem einzigen Satz oft tagelang gefeilt, bis er

in Vaters Augen so vollkommen geworden war, wie es menschenmöglich war.

Angenehm, dachte Vater, diese kalte Ordnung, diese düsteren, ripsbezogenen Möbel, diesen Schreibmaschinentisch seiner Tochter zwischen den maronefarbenen Vorhängen, seinen eigenen Schreibtisch und Drehstuhl, von dem aus er zu diktieren pflegte – sehr angenehm für eine Weile zu verlassen. Seit Jahren hatte er nicht ausgespannt, eigentlich seit dem Tode der armen Marian nicht. Er war viel zu beschäftigt, um an Ferien denken zu können. Ja, die Jahre glitten unglaublich rasch vorbei, wenn man arbeitete. Und auch Jennifer – seine Blicke kehrten zu der untersetzten, schweren, kurzbeinigen Gestalt seiner Tochter zurück –, auch sie für eine Weile zu verlassen war sehr angenehm. Sie hatte ihre Frische recht verloren, fand er, das heißt dies war ihm erst kürzlich aufgefallen, seit er eine andere Person kennengelernt hatte, die bis heute morgen Fräulein Baines geheißen hatte. Jennifer würde, wenn sie nicht achtgab, bald eine regelrechte alte Jungfer sein.

Vater machte sich nichts aus alten Jungfern. Er machte sich nichts daraus, tagaus-tagein und bei allen Mahlzeiten neben einer solchen im hinteren Arbeitszimmer zu sitzen, und er war recht erleichtert bei dem Gedanken, daß diese Periode seines Lebens vorüber war.

Andererseits mußte er zugeben, daß sie auch ihr Gutes gehabt hatte. Wäre sie keine alte Jungfer – oder auf dem besten Wege, eine zu werden –, so wäre sie ja nicht zu Hause geblieben und hätte ihm nicht so nützlich sein können. Ja, sie war ihm sehr nützlich gewesen, und sie würde ihm weiterhin nützlich sein.

»Du mußt nicht denken, Jennifer«, sagte er deshalb vorbeugend, »daß ich dich damit plötzlich überraschen wollte.«

»Nein, nein«, versicherte sie mit weit geöffneten Augen, ohne ihn zu sehen. Sie war wie betäubt von dem, was geschehen war. Sie blickte durch Vater hindurch und sah hinter ihm weit aufgerissene Türen, sah Wände einstürzen, sah sich selbst, wie sie frei und ungehindert Treppen hinabrannte, Gower Street entlang, durch Vorstädte, sah sich durch ganz London laufen, hinaus, hinaus in große, freie, sonnendurchleuchtete Weite, wo frischer, duftender Wind ihr entgegenwehte, wo Sterne, Vögel und jene wundervollen, aber in der Bibel nicht näher bezeichneten »Söhne des Lichts« freudevoll jubilierten.

Vater versorgt – und sie frei! Frei, reinen Gewissens. Vorbei diese zwölf Jahre, während derer im Hinterzimmer vor ihrer Schreibmaschine ihre Jugend davonglitt, ohne die leiseste Hoffnung auf Erlösung, nur von dem Gedanken erfüllt, ihr Versprechen zu halten und für den hilflosen, genialen Mann zu sorgen.

»O Vater!« rief sie, sie holte tief Atem und preßte die Hände zusammen. Sie, die niemals die geringste Erregung, nie den kleinsten Wunsch verraten hatte, konnte diesen leisen Ruf nicht unterdrücken.

Natürlich dachte Vater, sie wolle ihm Vorwürfe machen. Viele Einsprüche, auch die in seinen eigenen Büchern, begannen mit diesem Ausruf. Keinesfalls aber hatte er seine junge Frau vor leeren Teetassen sitzen lassen, um hier Einwände zu hören. Er hatte seine Tochter nur beiseite genommen, um ihr zu versichern, daß alles beim alten bleibe und sie ganz beruhigt sein könne. Denn er war ein guter Vater, und gute Väter handelten so unter solchen Umständen. Als er aber jenen Ausruf hörte, wurden seine Augen kalt.

Gewiß – er wußte es: seine Eheschließung war für sie überraschend gewesen. Ja, er hatte sich sogar heimlich

trauen lassen. Man sollte nur nicht soviel Getue um solche Dinge machen. Am besten wäre es, alle Leute heirateten schnell und plötzlich und ließen sich heimlich trauen, so daß niemand Zeit hatte, darüber zu reden. Kein Mensch konnte behaupten, er sei während der zwölf Jahre der Zurückgezogenheit kein guter Witwer gewesen. Aber war er nicht ein Künstler? Sollte ein Künstler sich nicht ausleben dürfen? Schon im Interesse seiner sprachlichen Ausdruckskraft hatte er Fräulein Baines, die er ganz zufällig kennengelernt hatte, gefreit und an diesem Morgen geheiratet. Sie war so jung, daß eine heimliche Trauung ihr einen Riesenspaß machte, dazu befand sie sich im Alter der Heldenverehrung. Sie war von Ehrfurcht erfüllt gewesen, als Vater, der große Richard Dodge, berühmt in zwei Erdteilen, um sie warb.

Das Leben, dachte er, bietet doch einfache Kuren. Eine junge Frau – vier Flitterwochen in Norwegen –, und nach seiner Rückkehr würde er, befreit und gereinigt, alles wiederfinden, was ihm das Wichtigste im Leben war: fruchtbares geistiges Schaffen, Schreiben ohne ein Wort zuviel, nur die genauen, die rechten Worte.

Und nun wollte seine Tochter ihm alles verderben und eine Szene machen. Offenbar sollten ihm Aufregungen nicht erspart bleiben.

»Höre«, begann er, da er voraussah, was sie sagen wollte, »du wirst mir doch nicht ausgerechnet an meinem Hochzeitstage . . .«

»Aber Vater, ich versuche ja nur, mir klar zu werden –«, unterbrach sie ihn, die Hände zusammengepreßt, mit weit offenen, leuchtenden Augen.

»Meine liebe Jennifer, du brauchst dir über gar nichts klar zu werden«, sagte er ein wenig steif, weil er geduldig sein

mußte. »Für dich wird sich gar nichts ändern. Oder denkst du, daß ich einer Fremden – so nahe sie mir auch stehen mag – jemals erlauben würde, meine Tochter aus ihrem Heim zu verdrängen?«

Kann ein Vater mehr tun? – Kaum. Würden andere Väter an seiner Stelle ein Gleiches tun? – Er bezweifelte es.

Und doch rief sie als Antwort auf seine freundlichen und beruhigenden Worte mit ungewöhnlich leuchtenden Augen aus: »Was sagst du, Vater? Nichts soll sich ändern?«

»Nichts ändert sich. Sei nicht albern, Jennifer –«, er bemühte sich an seinem Hochzeitstag nicht scharf zu werden, aber ihre Worte verhiessen eine nahende Szene. »Nichts wird sich ändern, außer daß du hin und wieder abends mit einer anderen Frau plaudern kannst, statt mit mir Schach zu spielen. Unser tägliches Leben wird wie immer weitergehen. Drei Personen statt zwei. Wirklich, Jennifer, das ist der ganze Unterschied. Nun – und daß ich natürlich heute abend nicht zum Essen da sein und die nächsten Wochen abwesend sein werde. Triff deine Anordnungen, gib Anweisungen in bezug auf – hm – die Änderung der Zimmer. Nun, du wirst genug zu tun haben«, fuhr er rasch fort, ehe sie den Mund öffnen konnte, »und dich nicht langweilen. Ich fahre mit Netta nach Norwegen, du könntest unterdessen das fünfte Kapitel noch einmal durchgehen – du weißt, ein höchst wichtiges Kapitel – und die Änderungen sehr sorgfältig vornehmen. – So, und nun, meine Liebe, beruhige dich«, schloß er und zwang sich zu einem leichten väterlichen Kuß auf ihre Augenbraue. Denn dorthin pflegten Väter ihre Töchter zu küssen, und er hatte Augenbrauen nun seit Jahren gründlich satt. »Beruhige dich und sieh mir das fünfte Kapitel gut durch.«

So, das mit Jennifer wäre erledigt. Er hatte alles mit ihr

besprochen und sich verhalten, wie ein Vater sich unter solchen Umständen verhält. Er klopfte sie kurz auf ihre feste, massive, so ganz und gar nicht jungfräuliche Schulter (wie oft hatte er sich darüber gewundert, daß sie, eine alte Jungfer, so rundlich war) und wandte sich der Türe zu.

Sie jedoch folgte ihm schnell und legte ihm die Hand auf den Arm. »Aber Vater –!« sagte sie und sah ihm von nahem ins Gesicht.

Was war sie doch für eine farblose Person, dachte er und betrachtete trotz seines Ärgers mit den Augen eines Künstlers jede Einzelheit ihres Gesichts. Seine Heldinnen waren sämtlich rosig – frisch, zart wie betaute Rosen, weil Jennifer einen so matten und farblosen Teint hatte. Ihre Augen waren nicht blau wie seine, dachte er und betrachtete sie kalt, noch braun, wie die ihrer Mutter, sondern haselnußbraun, hellbraun, und er hatte eine Theorie, nach welcher Menschen mit haselnußbraunen Augen immer ein wenig verrückt waren oder es mit der Zeit wurden. Allerdings, bisher hatte Jennifer keinerlei Anzeichen von Verrücktheit gegeben, sondern sie war im Gegenteil bedrückend gleichmäßig, ruhig und uninteressant gewesen. Das Beste an ihr war zweifellos ihre Stimme, die ganz ungewöhnlich wohlklingend war; da er jedoch selten den Wunsch hatte, mit ihr zu sprechen – was in aller Welt sollte er auch sagen? –, so nützte sie ihm nicht viel. Das Zweitbeste an ihr waren ihre hübschen, gleichmäßigen, weißen Zähne, die ihr ganzes Gesicht, wenn sie lächelte, überraschend veränderten.

Das Dumme war nur, daß Jennifer nicht lächelte oder es so selten tat, daß man fast vergaß, sie könne es. Eigentlich wäre es ihre Pflicht gewesen, sich ihm von ihrer besten Seite zu zeigen, weil sein Blick so oft auf ihrem Gesicht ruhen mußte. Außerdem war es die Pflicht jeder Frau, sich von

ihrer hübschesten Seite zu zeigen, und daß Jennifer das nicht tat, war sicher der Grund, daß sie noch immer unverheiratet war und ihm zur Last fiel. Natürlich hätte sie längst aus dem Hause sein müssen, andererseits wäre es ihm äußerst fatal gewesen, wenn irgendein Mann sie ihm entrissen hätte, bevor er, wie jetzt, dazu bereit war. Nie hätte er sein Haus ohne sie führen können, seine Arbeit hätte beträchtlich gelitten – ja, er konnte sich unmöglich vorstellen, was ohne sie aus ihm geworden wäre.

Nun, dieser Zustand war nun Gott sei Dank vorbei. Höchste Zeit, daß ein Ehemann erschien und sie ihm entr . . .

Vater hatte seine Tochter feindselig angeblickt, weil ihre Hand – eine unangenehm feste Hand – noch auf seinem Arm lag und sie entschlossen zu sein schien, ihn nicht aus dem Zimmer zu lassen, ehe diese Szene durchgestanden war. Ja, Jen tat sogar etwas, was sie noch nie getan hatte und was bisher niemand bei Vater gewagt hatte: sie schüttelte seinen Arm. Nicht stark, aber unmißverständlich.

Vater wurde durch dieses beispiellose Benehmen mit einem Schlage in die Gegenwart versetzt. Er war entschlossen, sie, sobald sie nur den Mund auftat, zu unterbrechen, ganz gleich, was sie auch sagen wollte. Steif machte er sich von ihrer Hand los und setzte sie, diesmal ohne unnötige Freundlichkeit, in Kenntnis, daß sie keine Zeit mehr zu verschwenden habe, sondern schleunigst hinaufgehen und seine Sachen einpacken solle. Damit drehte er ihr den Rücken zu, strebte mit seinen seltsam schlurfenden Schritten wieder zur Türe und schloß mit den Worten: »Ich meine es nur gut mit dir und habe dir das gesagt. Ich füge nur hinzu, daß ich in einer halben Stunde abreise. Mehr ist nicht zu sagen.«

»Oh doch, doch! Es ist noch viel zu sagen! Vater, du *mußt* zuhören . . .«

Aha. Da hatte er's. Wieder fing sie an. Sie ging ihm nach und folgte ihm in die Halle, wo jedermann sie hören konnte. Was für ein albernes Benehmen! Konnte ein Mann nicht zum zweiten Mal heiraten, ohne in ein Wespennest zu geraten? Wenn jemand Sorgen hatte, so war er es – hatte er nicht eine unverheiratete Tochter zu versorgen und zu ertragen und trug er nicht die Last von zwei Frauen so freundlich und klaglos wie nur einer?

»Na? Was gibt's denn noch?« fragte er und verbarg diesmal seinen Ärger nicht, als sie ihm auf den Fersen folgte und nochmals ihre Hand auf seinen Arm legte. Ja, sie hatte ihn tatsächlich gepackt und hielt ihn fest – ihn, auf den eine Braut wartete und der einen Zug erreichen mußte. »Na? Was du sagen willst, kann ebensogut warten, bis ich zurückkomme.«

»Nein«, antwortete Jennifer, und in ihrer Stimme klang ein Ton, den er noch nie gehört hatte. »Nein. Das kann es eben gerade nicht. Es ist furchtbar wichtig und du *mußt* einfach zuhören.«

Da war sie also, die Szene, die er gerade hatte vermeiden wollen. Und noch dazu in der Halle, genau vor der Türe, hinter der – nicht mehr ganz geduldig und mit leisen Zweifeln im Herzen – zwischen Kuchenkrümeln und Teetassen das entzückende, ehemalige Fräulein Baines saß. Und das an seinem Hochzeitstag, ausgerechnet da mußte seine Tochter sich wie eine Klette an ihn hängen. Da hatte man nun alles für sein Kind getan und nun machte es einem nichts wie Sorgen! Sie hätte eben längst aus dem Haus sein sollen – mit dreiunddreißig.

»Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich hierbleiben kann?« fragte Jennifer mit seltsam glänzenden Augen, »jetzt,

wo du verheiratet bist? Siehst du nicht ein, daß ich fortgehen muß?»

Vater starrte sie erstaunt an. Er vernahm ganz andere Worte, als die er gefürchtet hatte. Kaum traute er seinen Ohren.

»Gehen?« wiederholte er fassungslos. »Wohin gehen?«

»Oh, das weiß ich noch nicht – wie sollte ich? Du hast mir nicht viel Zeit zum Überlegen gelassen, nicht wahr? Aber bleiben kann ich nicht«, fügte sie hinzu, so schnell und eifrig und lebhaft, wie er es dem schwerfälligen Geschöpf nie zugetraut hätte. »In diesem Hause können zwei Frauen nicht gleichzeitig leben. Das ist ausgeschlossen.«

Genau das hatte er auch gedacht. Als guter Vater würde er das zwar nie zugeben, aber sie hatte vollkommen recht. Sie konnten nicht, außer unter grotesken Umständen, gleichzeitig alle drei hier leben. Das Haus ist noch nicht gebaut worden, wo eine unverheiratete, alternde Tochter und eine junge Stiefmutter in Frieden und Behaglichkeit zusammen wohnen können. Vater hatte nur nicht für möglich gehalten, daß Jennifer dies sogleich erkennen und aussprechen würde.

Er blieb jedoch vorsichtig und ließ sich nicht überrumpeln. Keinesfalls würde er seine wahren Wünsche ohne weiteres zeigen. »Was verstehst du unter ›gehen müssen‹?« forschte er deshalb, ohne sich eine Blöße zu geben. »Willst du damit sagen, daß du aus deinem Heim verdrängt werden sollst – obwohl ich dich vom Gegenteil überzeugen wollte?«

Sie ließ seinen Arm los und ergriff eine seiner beiden schwerfälligen Hände, die, wenn er sie nicht gebrauchte, seltsam leblos an ihm herabhingen, nahm sie zwischen ihre und sagte: »Ach Vater! Könntest du in mein Herz sehen!«

»Gut, daß ich es nicht kann«, erklärte Vater kalt, denn er

war entschlossen, ihr nicht ins Garn zu gehen. Jen, die immer ruhige, schweigsame Person war wie verwandelt. Sie schien vor Einwänden zu bersten. Merkwürdig, dachte er, daß diese Jennifer nach so vielen Jahren des Phlegmas an seinem Hochzeitstag plötzlich so lebendig wurde.

»Aber es ist ja voll guter Wünsche für dein Glück!« sagte sie ernsthaft, »und für uns alle!« fügte sie hinzu, und eines ihrer seltenen Lächeln leuchtete in ihrem Gesicht auf.

Noch immer nicht überzeugt, blickte er sie forschend an. Hätte sie nicht dabei gelächelt, hätte man diese Worte leicht für bitter und sarkastisch halten können – Worte, wie sie die Abgesetzten, nein die Überflüssiggewordenen bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegen. Jedoch, sie lächelte, daran war kein Zweifel, und dazu drückte sie voll Herzlichkeit seine Hand, auch daran war kein Zweifel. Es sah wahrhaftig so aus, als wünsche sie ihm wirklich Glück.

Seltsam, seltsam. Wenn dem so war, dann stand ja alles sehr günstig. Vater jedoch blieb mißtrauisch. Frauen räumen sonst nicht so leicht einer anderen den Platz. Und ihn wollte sie einfach verlassen, ihn, an dem sie selbstverständlich sehr hing?

Er hob seine freie Hand und begann langsam seine Nase zu reiben. Wahrscheinlich, dachte er skeptisch, steckte dahinter die Absicht, eine noch gefährlichere Szene einzuleiten, gefährlicher als die, die er hatte abwenden wollen.

Das sicherste war, weiterhin den liebenden Vater zu spielen. »Das letzte, was ich beabsichtige und was auch Netta möchte, ist, daß du dich verdrängt fühlen könntest. Du bist hier zu Hause, Jennifer. Netta und ich möchten dich das wissen lassen.«

»Das ist sehr lieb von Netta«, sagte Jennifer und lächelte wieder, so daß sich höchst unnötigerweise drei Grübchen

auf ihrem reizlosen Gesicht zeigten, – »wirklich zu lieb von ihr« – Netta, von deren Vorhandensein sie noch vor einer Stunde nichts geahnt hatte – »aber es ist nicht denkbar, daß sie es sich wünscht, immer eine Stieftochter um sich zu haben, die viele Jahre älter ist als sie.«

Nein, das war auch genau das, was er dachte – oder fühlte. Daß aber seine Tochter dies so klar formulierte, hatte er nie erwartet. Meinte sie es ganz ehrlich und ernst, so war sie erstaunlich vernünftig. Begann er, sie nach mehr als dreißig Jahren ein wenig kennenzulernen? Besaß Jennifer die seltene Gabe, zu wissen, wann man gehen muß? Eine große Gabe, vielleicht die allerwertvollste im Familienleben. Und dazu ging sie gern . . . eine reine Atmosphäre hinterlassend, ohne ätzenden Rauch . . .

Trotzdem – Vater sah sie an und rieb sich die Nase. Er verdüsterte sich wieder. Es war nicht genug, diese Gabe zu besitzen, man mußte auch wissen, wohin man ging. Und wohin sollte Jennifer gehen? Er, mit neuer Verantwortung belastet, konnte es sich keinesfalls leisten, sie woanders als zu Hause wohnen zu lassen. Mit seinen Büchern verdiente er wenig. Die meisten Leute hatten zwar von ihnen gehört, wenige jedoch lasen sie.

So schaute er sie finster an. Er hatte sich aus verschiedenen Gründen längst von seiner eigenen Familie zurückgezogen. Marians Angehörige, Refugiés, waren, da arm und verstreut, sowieso nutzlos und unerwünscht. Zu wem also sollte sie gehen?

»Dies ist alles eitles Geschwätz«, erklärte er, bitter vor Enttäuschung, »selbst wenn ich es wünschte – was ich keinesfalls tue, hörst du, Jennifer – ich betone: keinesfalls wünsche! –, wovon willst du leben? Jetzt, da ich für Netta zu sorgen habe, kann ich unmöglich . . .«